

die 1960er Jahre eine kleinere mittelständische Kleiderfabrik war, die noch nicht einmal in Metzingen zu den großen Unternehmen zählte. Dementsprechend spielte die Firma in der Zeit des Nationalsozialismus auch keine herausgehobene Rolle, wie der Eindruck in den Medien immer wieder erweckt wird.

Roman Köster gibt im vorliegenden Band zunächst einen Überblick über den Untersuchungsgegenstand, den Forschungsstand und die Quellenlage, wobei deutlich wird, dass durch den Verlust der Firmenunterlagen zu diesem Thema nur eine schmale Quellenbasis vorhanden ist. Der Verfasser versucht dies durch eine stärkere „Kontextualisierung“ der Unternehmensgeschichte auszugleichen. Der Band schildert zunächst die Grundlinien der Entwicklung der Bekleidungsindustrie bis 1933, den Lebensgang von Hugo Boss und die Gründung der Firma Hugo Boss und ihre Entwicklung bis nach der Weltwirtschaftskrise. In einem zweiten Abschnitt werden die Rahmenbedingungen der Bekleidungs- und Uniformherstellung im Dritten Reich und die Entwicklung des Unternehmens zwischen 1933 und 1945 dargestellt. Dabei wird erkennbar, dass das Unternehmen durch die Uniformproduktion für NS-Organisationen und die Wehrmacht vom Nationalsozialismus profitiert hat. Dies gilt vor allem für die ersten Jahre des Zweiten Weltkriegs. Der dritte Abschnitt des Bandes widmet sich der Zwangsarbeit bei der Firma Hugo Boss, wobei der Verfasser aufgrund der etwas besseren Quellenlage ein detailliertes Bild von den Lebensumständen der bei Hugo Boss beschäftigten, vor allem aus Frankreich und Polen stammenden Zwangsarbeiter zeichnet. Das Verhalten der Unternehmensführung war gekennzeichnet von einem Nebeneinander von Härte, Zwang und Fürsorge. Ein letzter Abschnitt ist dem Entnazifizierungsverfahren gegen Hugo Boss und der Nachkriegsproduktion gewidmet. In seinem Resümee kommt Roman Köster zu dem Ergebnis, dass die Firma zwar nachweislich vom Nationalsozialismus profitiert habe, es jedoch keine ursächliche Verknüpfung zwischen der damaligen Uniformproduktion und dem Aufstieg des Unternehmens seit den 1970er Jahren gebe.

Durch eine abwägende Interpretation der Quellen erhält der Leser ein differenziertes Bild vom Unternehmen in der Zeit des Nationalsozialismus. Weshalb jedoch Aussagen der Töchter von Hugo Boss, sie hätten nach dem Zweiten Weltkrieg noch Kontakt zu den Kindern der jüdischen Familie Herold gehabt (S. 63), in Zweifel gezogen werden müssen, erschließt sich dem Rezensenten nicht. Der ansonsten kompetent recherchierte Band arbeitet die Geschichte des Unternehmens Hugo Boss von der Gründung bis nach dem Zweiten Weltkrieg auf, soweit dies die Quellenlage zulässt, und stellt damit einen wichtigen Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte im deutschen Südwesten dar.

Rolf Bidlingmaier

Kulturgeschichte, Literatur- und Musikgeschichte

Aus der Werkstatt Diebold Laubers. Hg. von Christoph Fasbender (Kulturtopographie des alemannischen Raums 3). Berlin/Boston: Walter de Gruyter GmbH & Co. KG 2012. VI, 384 S. ISBN 978-3-11-026206-3. Geb. € 99,95

Der Sammelband enthält 14 Studien, die sich hauptsächlich der „textlichen Qualität“ sowie „der noch ganz unerforschten redaktionellen Mühewaltung“ der Hagenauer Werkstatt des Diebold Lauber und der dort entstandenen Textzeugen widmen wollen (Coverttext). Schon in der Einleitung geht der Herausgeber Christoph Fasbender auf die Problematik interdisziplinärer Forschung – in diesem Fall zwischen Kunstgeschichte und Germanistik – ein, die die Arbeiten zu den spätmittelalterlichen Bilderhandschriften, zu denen auch dieje-

nigen aus der Werkstatt Diebold Laubers gehören, in den letzten Jahrzehnten geprägt hat. Konkret geht es ihm um das von der Kunsthistorikerin Lieselotte Saurma-Jeltsch in ihrer Habilitationsschrift zu den „Spätformen mittelalterlichen Buchherstellung. Bilderhandschriften aus der Werkstatt Diebold Laubers in Hagenau“ aufgestellte Postulat, die Herstellung von Text und Bild habe in diesen Werkstätten nur noch in einem lockeren Zusammenhang gestanden, Bild und Text seien mithin eher getrennt zu betrachten. Diesem „Zusammenbruch der Werkstattfiktion“ (S. 5) setzt Fasbender das zur gleichen Zeit in der Germanistik neu aufgekommene Interesse an der Textüberlieferung Lauberscher Handschriften entgegen, das durch den vielfach vorhandenen Sonderstatus, etwa als einziger Textzeuge, bedingt durch die ausgewiesene Qualität des Überlieferten oder als redaktionelle Überarbeitung, entgegengebracht wurde und wird. Vor diesem Hintergrund werden in den Aufsätzen des vorliegenden Bandes das „Verhältnis von Text und Vorlage, Text und Kontext, Text und Beiwerk, Text und Bild, aber auch von Handschrift und Werkstatt“ (S. 8) in den Blick genommen.

Irina Merten belegt in ihrem Beitrag, dass die als „Straßburger Anhang“ zur „Elsässischen Legenda Aurea“ bekannte Textzusammenstellung, die erstmals in der Heidelberger Handschrift Cod. Pal. germ. 144 fassbar wird, als eine eigenständige redaktionelle Arbeit der „Straßburger Werkstatt von 1418“ zu bewerten ist. Zudem sieht Merten bezüglich der Miniatur zur Arbogast-Legende, die am Anfang des Straßburg-Komplexes steht, einen konkreten Text-Bild-Zusammenhang, der auf einen bewussten redaktionellen Eingriff der Werkstatt zurückzuführen sei (S. 16). Die Beobachtungen von Merten sprechen für eine direkte Abhängigkeit der Überlieferung im „Straßburger Anhang“ von urkundlichen Berichten, Abhängigkeiten von einer geistlichen Institution sind dagegen nicht nachweisbar, vielmehr sei ein „unvoreingenommenes Tradierverhalten“ (S. 33) zu konstatieren, das sie bei Lauber verortet.

Der Aufsatz von Stefanie Schmitt beleuchtet die Erweiterung des „Alexander“-Romans Rudolfs von Ems in einer Handschrift der „Straßburger Werkstatt von 1418“ (München, Bayerische Staatsbibliothek, Cgm 203), die in den Textausgaben der Lauber-Werkstatt erneut redaktionell überarbeitet wurde. Christoph Fasbender untersucht Register und Bildtituli, die von der „Werkstatt von 1418“ erstmals eingeführt worden waren, in drei illustrierten bzw. bilderlosen Handschriften des „Wilhelm von Orlens“. Er kann nachweisen, dass die ursprünglich als Bildtituli entworfenen Texte in einem Fall unreflektiert in eine unbeelderte Handschrift übernommen wurden, während sie in einem anderen Fall im Sinne einer textlichen Gliederung umgearbeitet wurden. Die Spielmanns- und Heldendichtung in Werken der beiden im Elsass angesiedelten Werkstätten ist das Thema von Walter Kofler. In der Heidelberger „Rosengarten“-Handschrift stellen spezifische Bildattribute einen eindeutigen Bezug zwischen Text und Bild her (S. 80). In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bestand kein Interesse an bebilderten Handschriften von Heldendichtung mehr (S. 85). Bilderzyklen zur Spielmanns- und Heldendichtung wurden primär in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Schreiberwerkstätten angefertigt (S. 92).

Die wohl innerhalb der Lauber-Werkstatt entwickelte Ikonographie zur „Virginal“ nimmt der Beitrag von Cordula Kropik in den Blick, die im Ergebnis eine bewusste Abgrenzung gegenüber der Ikonographie der Heldenepik und ein bildnerisches Gegenprogramm zum höfischen Roman sieht. Jens Haustein konstatiert anhand der Brüsseler „Tristan“-Handschrift (Brüssel, Bibliothèque Royale, ms. 14697; diese Handschrift fehlt übrigens im Handschriftenregister S. 380), dass sich die Illustratoren hauptsächlich an den Tituli orientierten, was bei Unkenntnis des Textes zu Missverständnissen führen konnte. Die intensive Ausein-

andersetzung, die einem Text während der „Verarbeitung“ in der Lauber-Werkstatt widerfahren konnte, belegen Gabriel Vielhauser und Michael Stolz anhand der drei „Parzival“-Handschriften, die aus diesem Skriptorium überliefert sind. Christine Putzo kann aufgrund ihrer Untersuchung die von Lauber verwendeten Vorlagen von „Flore und Blanscheflur“ und des „Parzival“ näher bestimmen, was dadurch erleichtert wird, dass sich zu diesen Texten gleich mehrere Textzeugen aus der Werkstatt erhalten haben. Ein weiteres Mal ist die Heidelberger „Flore und Blanscheflur“-Handschrift (Heidelberg, Universitätsbibliothek, Cod. Pal. germ. 362) Gegenstand eines Beitrags: Christoph Winterer geht es um das Zusammenspiel von Text und Bilderzählung und den Erzählrhythmus der Bilder. Er kann einen durch Erhöhung der Bildfrequenz innerhalb der Illustrationsfolge bewusst herbeigeführten Zeitlupeneffekt nachweisen, der mit dem verlangsamten Erzähltempo des Textes einhergeht. Die anschließende längere Bilderlücke kann ebenfalls als bewusst benutztes Werkzeug des Erzählens gewertet werden.

Den literarischen Kleinformen im Angebot Laubers widmet sich der Beitrag von Wolfgang Achtnitz. Bemerkenswert sind hier das Fehlen aktueller Texte und der ausschließliche Rückgriff auf Überlieferungen des 12. bis 14. Jahrhunderts. Die enge Verzahnung der Lauberschen Textproduktion mit der Buchproduktion weiterer Werkstätten im Oberrheingraben auch im Bereich geistlicher Texte unterstreicht die Untersuchung zweier Sammlungen in einer Dresdener und einer Kölner Handschrift von Arnold Otto. Dass die bislang als Besonderheit einer bilderlosen Lauberhandschrift bewerteten Textarten bereits der Vorlage entstammen, ist Ergebnis der Arbeit von René Wetzel, die sich dem „Edelstein“ (Cologne-Genf, Bibliotheca Bodmeriana, Cod. Bodmer 42) aus der Bibliotheca Bodmeriana widmet. Mit der erst in der Spätzeit der Lauber-Werkstatt entstandenen Handschrift der „Dreikönigslegende“ (London, British Library, Add. 28752), in der einige untypische Besonderheiten, wie beispielsweise der abrupte Handwechsel oder der Wechsel zwischen zwei unterschiedlichen Vorlagen auffallen, befasst sich der Beitrag von Ulrike Bodemann. Christoph Mackert schließlich untersucht die Handschrift der „Leipziger Margarethe“ (Leipzig, Universitätsbibliothek, Rep. II 156) und weist nach, dass die seit dem späten 19. Jahrhundert bestehende Zuweisung zur Spätphase des Lauberschen Betriebs so nicht mehr haltbar ist. Lediglich eine sekundär verwendete Illustration konstruiert noch einen Zusammenhang mit der Werkstatt. Abgeschlossen wird der Band durch 18 Farbtafeln, ein ausführliches Literaturverzeichnis, ein kurzes Kreuz- sowie ein Handschriften- und Druckeregister.

Die durchweg stringent aufgebauten und gut lesbaren Studien durchdringen ihre jeweiligen Themen in unterschiedlicher Tiefe: Die Bandbreite reicht von kürzeren Abhandlungen bis zu ausführlichen Textuntersuchungen und -vergleichen. Inhaltlich liegt der Schwerpunkt der Beiträge überwiegend auf textimmanenten und philologischen Fragestellungen beispielsweise zum Komplex verwendeter Vorlagen. In einigen Fällen wird jedoch auch fachübergreifend – im Sinne der anfangs beschworenen Interdisziplinarität – auf das Verhältnis von Bild und Text oder deren gegenseitige Beeinflussung eingegangen. Sowohl in diesem Bereich als auch bezogen auf die Erörterungen mit spezifisch germanistischem Schwerpunkt bleibt jedoch der Eindruck, dass aufgrund der bislang bekannten, im Vergleich mit anderen Skriptorien zwar zahlreich überlieferten Handschriften, zu wenige zeitgenössische Informationen zur eigentlichen redaktionellen Arbeit in der Werkstatt des Diebold Lauber vorliegen, um sich ein realistisches, allen Facetten gerecht werdendes Bild davon machen zu können. Das nur willkürlich und in keinsten Weise vollständig überlieferte Material, bei dem – wie üblich – viele fehlende Zwischenstufen rekonstruiert werden müssen, macht belastbare

Auswertungen des Erhaltenen schwierig und lässt sie in den meisten Fällen vorläufig erscheinen. Die Arbeiten und Aussagen bleiben immer Interpretation und ein Stück weit spekulativ.

Behält man dies im Hinterkopf, bietet der Band einige interessante neue Erkenntnisse, die hoffentlich zu weiteren Forschungen – sowohl im Bereich der Kunstgeschichte als auch der Germanistik (vielleicht sogar zusammen) – Anlass geben. Der Blick über den Tellerrand der eigenen, fachspezifischen Forschung hat sich vielfach als lohnend erwiesen. Vorschnelle Postulate konnten durch genauere Untersuchungen revidiert werden, manches Unklare ließ sich erhärten. Eigentlich sind sie ja ein geradezu idealer Forschungsgegenstand, die Handschriften, in denen sowohl Text als auch Bild gemeinsam überliefert sind.

Karin Zimmermann

Sabine *Koloch*: Kommunikation, Macht, Bildung. Frauen im Kulturprozess der Frühen Neuzeit. Berlin: Akademie-Verlag 2011. VI, 478 S. mit 12 Abb. ISBN 978-3-05-005183-3. Geb. € 99,80

Die vorliegende Abhandlung – eine an der Universität Marburg entstandene Dissertation – untersucht vornehmlich anhand von „verhaltensmodellierender Gebrauchsliteratur“ (S.1) den Zusammenhang zwischen Kommunikation, Bildung und Macht und seine Bedeutung für Frauen in der frühen Neuzeit. Das heißt, es werden eine Vielzahl von seit dem 16. Jahrhundert von bzw. für Frauen geschriebene Texte untersucht, die sich vor allem mit Anstands- und Erbauungsfragen beschäftigen und ihre Rolle für die Bildung und – insbesondere – den gesellschaftlichen Aufstieg von Frauen thematisieren. Dadurch werde – so die Autorin (S.3) – ein „neues Verständnis der Rolle von Frauen und Männern im frühneuzeitlichen Kulturprozess“ ermöglicht. Die Verfasserin bezeichnet sich als „Kommunikationsforscherin“ und ihren Ansatz als „theoriegeleitet“, wobei vor allem Michel Foucault und sein Machtbegriff, weniger Norbert Elias mit seinen Studien über den Prozess der Zivilisation maßgeblich waren. Daneben hat sie einen dezidiert frauengeschichtlichen Ansatz mit den entsprechenden theoretischen Voraussetzungen. Dies alles hat zur Folge, dass die Arbeit durch einen mehr oder weniger elaborierten Diskurs bestimmt wird, der auch für den Allgemeinhistoriker nicht leicht zugänglich ist.

Im Übrigen aber entfaltet die Verfasserin ein breites, höchst informatives Bild von der Literatur von Frauen oder für Frauen in der Zeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Am Anfang steht zunächst eine bibliotheksgeschichtliche Hinführung, in der vor allem am Beispiel zweier Verleger aus dem späten 17. und frühen 18. Jahrhundert das „Bildungsangebot des Buchmarkts“ (S.42) dargestellt wird. Das zweite Kapitel ist überschrieben „Frauen im Bildungsdiskurs: Lerninhalte, Lehrautorität, literarische Öffentlichkeit“. Hier wird einmal die Rolle der literarischen Gesellschaften des 17. und 18. Jahrhunderts für die Bildung von Frauen untersucht, andererseits – dagegensetzt – das kirchliche „Lehr- und Ämterverbot für Frauen“, das sich „entwicklungshemmend“ auswirkte.

Im dritten Kapitel geht es schließlich um ein spezielles Thema der Frauenliteratur, die sogenannten „Anstandsbücher“ und ihre Autorinnen, die fast ausschließlich der protestantischen Kultur zuzuordnen sind. Sie seien von entscheidender Bedeutung für die Entwicklung „eines feministischen Bewusstseins“ (S.212). Kapitel 4 behandelt Männer, die Frauen „die Normen und Formen des Umgangs“ lehren und dabei besondere „Kommunikationsstrategien“ entwickeln. Hier wird der feministische Ansatz der Arbeit besonders gut deutlich, wenn sich auch die Frage nicht unterdrücken lässt, ob hier nicht teilweise überinterpretiert wird.